44 **Illustrirtes Sonntagsblatt** 1896

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zur rechten Stunde.

Originalroman von M. Streble.

(Fortsetzung.)

Norina trat rasch zur Mutter heran und legte liebevoll beide Arme um deren Hals. „Mutter, liebe Mutter, sprich doch nicht Worte aus, an die Du selber nicht glaubst und die Sergio und mich beleidigen. Zweckloses Getändel nennst Du unsere starke, heilige, gottgesegnete Liebe? Nein, so gering denkst Du nicht von Deiner Tochter, daß Du sie wirklich eines leichtsinnigen Spieles beschuldigen möchtest. Du bist nur bang, wie alle Mütter sind und sein sollen, da ja schwere Verantwortlichkeit für ihre Kinder auf ihnen lastet. Sei lieb und laß Dir die Sorgenfalte da fortstreichen. Sergio darf Dich nicht mit einem so unliebenswürdigen Gesichte sehen, sonst bekommt er Angst vor der künftigen Schwiegermutter!"

„Uebermütige, wenn wir soweit wären!" seufzte Signora Mainardi. „Du denkst zu wenig an Sergios Eltern. Werden sie je ihre Zustimmung zur Verbindung ihres Sohnes mit einem völlig mittellosen Mädchen geben, das sich und die alte Mutter durch Klavierunterrichterteilen ernähren muß?"

Ernster als bisher erwiderte das junge Mädchen: „Ich kenne meinen Sergio. Er würde keine Beziehungen zu mir angeknüpft, noch weniger aber so lange fortgesetzt haben, wenn er nicht völlig sicher wäre, sie zu einem ehrenhaften Endziele führen zu können. Er muß entweder viel Macht über seine Eltern besitzen, oder entschlossen sein, in Bezug auf seine künftige Lebensgefährtin als Mann seine eigenen Wege zu gehen. Wozu also sich unnötige Sorgen schaffen? Die Stunden, in denen ich Sergio sehen darf, sind so karg bemessen und so himmlisch schön zugleich. Vergälle sie Deinem Kinde nicht durch trübe Mienen und aufregende Zweifel. — Ach, und nun kommt Sergio, ich höre seinen Schritt auf der Treppe. Sei gut, Mütterchen! Empfange Deinen Sohn mit einem heiteren Gesichte!"

Die Matrone konnte wirklich weder ihre Kummermiene noch die innere Beunruhigung festhalten, als Sergio Desloff wenige Sekunden später ins Zimmer stürmte und ihr, ehe er selbst noch seine Braut begrüßt hatte, mit treuherziger Zärtlichkeit einen Kuß auf die Wangen drückte.

Dann erst wandte er sich zu Norina und streckte ihr, ein strahlendes Lächeln um die Lippen, beide Hände entgegen.

„Mein süßes Alles Du. Ich will Dir die Freudenbotschaft auch nicht eine Minute vorenthalten. Ich habe mit meiner Mutter gesprochen; sie wird zu Dir kommen, um Dich kennen zu lernen. Dich kennen heißt ja Dich lieben. Es kann nicht anders sein. Nun, seid ihr beide heute zufrieden mit eurem Sergio?"

Freudig hatte Norina ihre Hände in des jungen Mannes kräftige Rechte gelegt. Reinste Neigung und zarte Hingebung sprach aus den Blicken, mit denen sie zu ihm aufsah.

„Frage das mein banges, überbesorgtes Mütterchen dort!" murmelte sie, aufsteigende Freudenthränen unterdrückend. — „Ich habe es ja immer gewußt, daß ich Dir voll vertrauen durfte, daß Du alles zu meinem Besten leiten würdest!"

Mit scheuer, fast ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit beugte er sich über sie hin und hob ihr das liebreizende Antlitz hoch.

„Ein Schurke müßte es sein, der fähig wäre, das Vertrauen eines solchen Wesens zu täuschen. Adieu, mein Herz, Du weißt ja, meine Pflichten rufen. Ich habe diese freie Minuten mühsam einem Geschäftsgang abgezogen; der Weg zu euch heraus ist so weit. Aber ich wollte die Freude selbst in eure Herzen rufen und in euren Mienen lesen, deshalb schrieb ich nichts von dem Vorhaben meiner Mutter. Mit Norinas Entzücken kann ich nun wohl zufrieden sein. Doch Sie, meine



Schlagender Rehbock. (Mit Text.)

liebe zweite Mama, Sie sagen mir gar nichts? Freut Sie's denn nicht auch, was ich Ihnen mitgeteilt habe?“

Signora Mainardi lächelte dem jungen Manne freundlich zu. „O ganz gewiß — nur ist das Alter, seiner langen Erfahrung zufolge, ein wenig bedächtiger und abwartender in seinem Freuen. Ist denn mit diesem uns angekündigten Besuche Ihrer Mutter wirklich schon alles gewonnen? Wenn Norina ihr nicht sympathisch wäre? Gegen Neigung oder Widerwillen läßt sich ja nicht streiten. Wenn sie höhere Ansprüche an ihre künftige Schwiegertochter stellte, als sie mein armes, bescheidenes Kind erfüllen kann?“

„Das würde mir, ich gestehe es ganz aufrichtig, sehr leid thun!“ erwiderte Sergio, während er Norinas Hand fest in der seinen behielt. „Ich bete meine Mutter an und würde es als ein großes Unglück betrachten, wenn ich sie erzürnen oder betrüben müßte. Aber auf die Wahl meiner künftigen Gattin kann ich ihr dennoch nur höchstens einen beratenden Einfluß gestatten. Es ist zu einer wahrhaft sittlichen Ehe meiner Meinung nach unumgänglich notwendig, daß sich in freier, inniger Neigung Herz zum Herzen findet. Und ich fühle es mit unverrückbarer Klarheit, Norina ist das von Gott, von der Natur und von der Liebe mir zugesprochene Weib. Kein menschlicher Wille und keine irdische Macht wird mich je von ihr trennen. Seid also ruhig, meine Lieben, für alle Fälle. Empfanget meine Mutter vertrauensvoll und unbefangen. Sie ist eine herrliche Frau. Und jetzt aber wirklich, lebt wohl. Mehr als je muß ich ja nun gewissenhaft und pünktlich sein in meinem Berufe, es gilt ja aufwärts zu steigen, meine Norina stolz zu machen auf ihren Gatten!“

Er streichelte und küßte wiederholt die Hand seiner Braut. Eine kühnere Liebkosung erlaubte er sich nicht; er wußte, dies sah die würdige Matrone dort nicht gerne. Und heute vor allem wollte er sie zufrieden und beruhigt sehen. Sie strich denn auch freundlich mit den hageren Fingern über seine Locken hin, während er sich über ihre Hand beugte, um dieselbe an seine Lippen zu führen.

„Sie sind ein guter Mensch, Sergio!“ sagte sie leise. „Ja, auch ich will an Sie glauben. Verzeihen Sie's, wenn die ängstliche Mutter Sie zuweilen durch Zweifel verletzte. Bedenken Sie, daß Norina mein Alles, mein einziger Schatz ist, den ich nur in die würdigsten Hände legen möchte, da es ja nun einmal allgemein menschliches Los ist, die so zärtlich geliebten und gehüteten Töchter an Fremde hingeben zu müssen!“

Der junge Mann nickte ihr in freundlichstem Einverständnis zu. Dann noch einen liebevollen Abschiedsblick zu Norina hinüber und fort war er aus dem Gemache. Man hörte deutlich, wie er draußen mit lebhaftem Sprunge mehrere Treppenstufen auf einmal nahm.

Norina triumphierte leuchtenden Blickes gegen Signora Mainardi: „Siehst Du, Mütterchen, daß ich ihn kenne. Wie edel und männlich entschlossen er denkt. Nein, ich fürchte mich nicht vor seiner Mutter. Eine Frau, die sich einen solchen Sohn großgezogen hat, muß auch selber von Vorurteilen und Engherzigkeit frei sein. In meiner Freude habe ich vergessen, ihn zu fragen, wann wir sie eigentlich erwarten dürfen. Gut, daß ich gerade heute keine Klavierstunden mehr zu geben habe; da kann ich doch ein wenig Ordnung im Zimmer machen. Bei den Eltern Sergios muß es gewiß sehr schön sein — es entschlüpft ihm zuweilen eine Aeußerung, die mir das verrät. Signora Desloff soll es wenigstens reinlich und ordentlich bei uns finden, da wir es ihr im Luxus nicht nachmachen können!“

Es wollte sich aber gar wenig besser machen lassen in dem kleinen, ärmlichen Haushalt. Sie zupfte die Tischdecke zurecht, suchte die Vorhänge noch zierlicher aufzustecken und wusch die Blattpflanzen sorgfältig mit einem nassen Schwamme ab. Dann musterte sie ihre eigene Erscheinung im Spiegel, strich ein paar rebellische Löckchen aus der Stirn und band eine frische Halskrause um. Auch ihre Mutter sollte gut und nett aussehen. Dazu verhalf die langgeschonte neue Jacke und ein einfaches Spitzenhäubchen.

„So, nun kann sie kommen!“ gab sich Norina endlich tiefatmend zufrieden. „Wie freue und fürchte ich mich zugleich — was wird uns der entscheidende Augenblick wohl bringen?“

Der Nachmittag verging indessen, ohne den Frauen den so heißerwünschten Besuch zuzuführen. Sie verlebten einen unruhigen Abend und eine ziemlich schlaflose Nacht. Tausend Möglichkeiten wurden erwogen, die Sergios Mutter zurückgehalten haben konnten. Vielleicht auch hatte sie's gar nicht so eilig, die eventuelle Schwiegertochter kennen zu lernen, vielleicht erfüllte sie nur eine lästige Formalität, um dann mit besserem Rechte zu ihrem Sohne sagen zu können: „Die Liebe macht Dich blind. Ich finde nichts Besonderes an dem Mädchen. Ich verbiete Dir, eine so unvorteilhafte Verbindung einzugehen!“

Das war Signora Mainardis feste, von Norina zuletzt nur noch sehr matt bekämpfte Meinung. Erst um die Mittagsstunde des nächsten Tages wurden die Frauen erlöst von dieser peinlich unruhigen Erwartung.

Paula Desloff fuhr im eigenen Wagen an. Der Kutscher sollte ihrer Weisung gemäß vor dem Hause auf sie warten. Sie stieg, scheinbar schwer atmend, die freilich beschwerlichen vier Treppen hinan. Im Hausgange wurde sie von den Mainardis empfangen und unter herzlichen Begrüßungen in deren Wohnung geleitet. Sie sah sich den beschränkten und sichtlich vielen Zwecken dienenden Raum mit einer Umständlichkeit an, die eigentlich wenig Zartgefühl verriet, jedoch Teilnahme und Interesse ausdrücken sollte. Signora Mainardi fühlte sich verlegen während dieser genauen Besichtigung.

Norina, von einem günstigen Vorurteil für die Mutter ihres Sergio geleitet, sah darin nur eine sehr begreifliche Neugierde, wie das Mädchen umgeben sei, dem sich die Neigung eines so ausgezeichneten Jünglings zugewendet hatte. Bescheiden nahm sie der Dame Schirm und Muff ab und nötigte sie auf einen Stuhl. Paula stellte sich nun selber vor: „Sie sehen in mir Sergio Desloffs Mutter. Mein Sohn wird Sie ja wohl auf mein Kommen vorbereitet haben?“

Kaum ihrer Stimme und ihrer Zunge Herrin, stammelte das junge Mädchen: „Gewiß — hat er mich vorbereitet. Und dann wußte ich auch bei Ihrem ersten Anblick, wer Sie sind. Sie haben Aehnlichkeit mit Ihrem Sohne. O, wie unendlich dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mich Ihres Besuches für würdig hielten!“

Paula hatte Norina, während diese sprach, unverwandt und prüfend angesehen. Jetzt nickte sie leicht mit dem Kopfe und sprach leise, beinahe nur zu sich selber: „Ich dachte es mir, daß Sergio, wenn auch wenig Klugheit und Berechnung, so doch guten Geschmack besitzt. Das Mädchen ist es wert, auch ohne Mitgift geliebt und geheiratet zu werden!“

Norina, auf solche seltsame Art der Anerkennung nicht gefaßt, fühlte eine heiße Blutwelle nach ihrem Antlitz emporsteigen. Um das zu verbergen, wandte sie hastig den Kopf ab.

Frau Mainardi gab an ihrer Stelle die notwendige Antwort. „Ich habe meine Tochter nie darüber nachdenken gelehrt, ob sie schön sei, dagegen habe ich sehr darauf gehalten, daß sie die angeborene Güte und das Feingefühl ihres Herzens bewahre. Sie werden in dieser Hinsicht keinen Makel an dem Kinde finden, Signora!“

Es stieg ein feuchter Glanz auf in Paulas Augen. Sie fühlte, diese Mutter war nicht verblendet, wie so viele andere, über die Eigenschaften ihrer Tochter. In Norinas Blicken und ganzem Wesen lag wirklich ein Etwas, als sei sie von Engelsflügeln aus besseren Welten auf die Erde herabgetragen worden.

„Ich glaube das wohl!“ klang es weich und wohlwollend von Paulas Lippen. „Mein Sohn hat mich darauf vorbereitet, daß ich ein sehr liebenswertes Mädchen finden würde in Ihnen. Und er hat nicht nach Art der Liebenden übertrieben. Ich komme, sehe und — bin besiegt. Es bleibt mir wohl nichts anderes zu thun übrig, als Ihnen meine Arme zu öffnen. Ich wäre dazu vielleicht auch gezwungen gewesen, wenn Sie mir nicht gefallen hätten, denn mein Sohn versicherte mir mit einem Eide, er könne nicht leben ohne Sie. Gott sei Dank, seit ich Sie gesehen habe, ist meine Ergebung in das Unabänderliche leicht und schmerzlos. Mit beruhigtem Herzen vermag ich zu sagen: „Komm! Umarme Deine zweite Mutter, meine liebe Tochter!“

Mit einem Freudenrufe, jugendlich begeistert, eilte Norina in Paula Desloffs ausgebreitete Arme. Es lag wirklich etwas Hinreißendes in der liebenswürdigen Zustimmung der letzteren zu einem Bunde, der ihrem mütterlichen Stolze doch gewiß eine tiefe Wunde schlagen mußte. Für eine in so vornehmen Kreisen lebende Frau konnte es nicht anders, als demütigend sein, eine Schwiegertochter anzuerkennen, die von anderen Leuten als eine arme Klavierlehrerin gekannt und bezahlt worden war. Und trotzdem dieses freudige „Ja sagen“, diese lächelnde Ergebung in eine unerwünschte Verwandtschaft mit einem tief unter ihrem gewöhnlichen Lebenshorizonte stehenden Mädchen.

Signora Mainardi war hastig ans Fenster geflüchtet, wo sie sich verstohlen die Thränen der Freude und Rührung abtrocknen konnte. Sie fand kein Dankeswort — das zärtliche Mutterherz war zu tief erschüttert von dem für unmöglich gehaltenen Glücke ihres Kindes. Und Paula schien sie völlig zu verstehen. Sie streckte ihr verlangend die Hand entgegen.

„Kommen Sie doch, liebe, neugewonnene Freundin. Wir wollen unsere alten Herzen so recht in der Wonne unserer Kinder sonnen, nicht wahr? Mir ist so innig froh zu Mute, als ob ich für meinen Sergio selber diese süße, kleine Braut ausgesucht hätte, als ob er mir meine Einwilligung nicht in jedem Falle abgetrotzt und abgeschmeichelt haben würde. Und nun genug der Aufregungen, auch die angenehmsten schaden der Gesundheit, wie mein Mann behauptet. Setze Dich zu mir, mein Töchterchen und erzähle mir, wie Du's gemacht hast, mir das Herz meines goldenen Jungen unter der Hand fortzustehlen. Ich mag das gerne von Dir selber hören!“

Norina trug sich gehorsam einen Schemel zu Paulas Füßen. Dann, mit ihren glückdurchsonnten Augen der aufmerksamen Hörerin voll und treuherzig ins Gesicht schauend, begann sie ihre Erzählung:

„Sie wissen es ja wohl, daß ich Musiklehrerin bin — ich will Ihnen nicht schildern, wie hart und demütigend es zuweilen ist,

diesen Beruf auszufüllen. Ihnen als erfahrene Frau kann es ja wohl kein Geheimnis sein, daß in gewissen Familien die Klavierlehrerin nur wie eine Art von Hausgeräte betrachtet wird, das notwendig mit zum guten Ton und zur vornehmen Lebensweise gehört. Man bezahlt die Lektionen und sieht hochmütig nachlässig über das arme Menschenkind hinweg, das sein Bestes thut, um seine Pflicht zu erfüllen und gerne außer dem sauer verdienten Gelde ein Lächeln der Anerkennung ernten möchte. Auch ich war anfangs so kindisch, zu verlangen, daß mein Eifer wenigstens beachtet würde und empfand es sehr bitter, wenn Leute, an deren Kinder ich oft einen wahren Aufwand von Geduld und Mühe verschwendete, mich gar nicht anders, als wie leere Luft betrachten wollten. Um so dankbarer war ich natürlich einer Dame, die wärmer und menschlicher für mich zu fühlen schien und mich angesichts ihrer Kinder, meiner Zöglinge, stets mit großer Auszeichnung behandelte. Sie nahm es gnädig auf, daß ich in den Abendstunden oft länger bei ihr blieb, als wohl meine Pflicht gewesen wäre. Sie hörte es gern, wenn ich ihr neue Kompositionen vorspielte, sie bot mir an, den Thee mit ihr und den Kindern zu nehmen — kurz, ich gab mich der Illusion hin, ein freundschaftliches Verhältnis zu ihr gefunden zu haben. Mit Reue erinnere ich mich daran, daß ich damals mein armes Mütterchen so manchen Abend unnötig lang allein zu Hause ließ, nur um mich in dem Wohlwollen jener Dame zu sonnen, für die ich eine Art von schwärmerischer Verehrung empfand. Die Jugend hat ja so sehr das Bedürfnis, über sich emporzuschauen zu einem Wesen, da sie sich mit allen möglichen und unmöglichen, weil übermenschlichen Vorzügen ausschmückt. Ich sollte aber recht unsanft aus meinem schönen Traume von einer edlen, die Standesunterschiede ausgleichenden Freundschaft aufgerüttelt werden. Eines Abends — ich gab gerade dem ältesten Kinde meiner vornehmen Gönnerin Unterricht — kamen unvermutet Gäste, mehrere Herrn und Damen; es galt, das gemeinsame Teilnehmen an einem Wohlthätigkeitsbazar zu verabreden. Die Dame des Hauses sagte in freundlichstem Tone zu mir: „Es genügt für heute, Signora. Wir dürfen die Ohren meiner Freunde nicht durch das Anhören langweiliger Uebungen plagen. Wenn Sie dagegen etwas von Ihrer Kunst zum besten geben wollten, so würde man Ihnen gewiß sehr dankbar dafür sein.“ Bereitwillig setzte ich mich ans Klavier und spielte einige moderne Stücke, eine klassische Komposition und auf besondern Wunsch einer anwesenden Dame auch ein paar muntere Tänze.

„Ich erntete viel Lob; man verwickelte mich in ein Gespräch über alte und moderne Tonkunst, ein Thema, auf das ich vielleicht mit allzu jugendlichem Eifer einging. So geschah es, daß ich das Servieren des Thees übersah. Und als ich etwas davon merkte, fragte ich mich verlegen, ob ich mich noch rasch verabschieden sollte, oder ob das auffallen und unpassend sein würde? Unentschlossen blickte ich zur Dame des Hauses hinüber. Sie hatte einen unangenehmen Zug um die Lippen, den ich bisher noch nicht an ihr gekannt. Fremd und kalt traf mich ihr Auge. Ich fühlte mich wie gelähmt — hatte ich zu viel gesprochen, die Grenzen überschritten, die einer — bezahlten Lehrerin gesteckt sind? War ich zu lange geblieben — hatte jene offenbar unwillige Frau dort es übel genommen, daß ich mich wie eine Gleichgestellte unter ihre Gäste mischte?

„Das fortgesetzte Michanstarren der Hausfrau bewies es mir, meine Annahme war richtig, ich hätte schon längst nicht mehr da sein sollen. Doch blieb mir keine Zeit, mich entschlossen zu erheben und zu gehen. Die Dame, die ich bis nun für vorurteilsfrei, ja beinahe für meine Freundin gehalten, sie wollte mich's deutlich empfinden lassen, welchen Unterschied sie machte zwischen mir und ihren Gästen und daß sie mich an anderen Abenden nur an ihrem Theetisch geduldet hatte, weil ihr keine bessere Gesellschaft zu Gebote gestanden war.

„Mit einem hochmütigen Aufwerfen der Lippen sagte sie zu mir herüber: „Sie sind gewiß ermüdet von dem vielen Klavierspielen; wir hätten Sie gar nicht so sehr anstrengen sollen zu unserer Unterhaltung. Und es wäre unzart, wenn wir Sie noch länger zurückhalten wollten, umsomehr, als wir unter uns Dinge zu besprechen haben, die Sie nicht interessieren. Trinken Sie rasch diese Tasse Thee aus, die Damen erlauben. Und dann auf Wiedersehen morgen!“

„Ohne daß ich's selber wußte und wollte, machte meine Hand eine abwehrende Bewegung gegen das mir dargereichte Getränke. Ich hätte um keinen Preis der Welt jetzt einen Tropfen davon über die Lippen bringen können, ebensowenig, als ich im stande war, irgend ein Wort des Dankes oder des Abschiedes zu sagen. Mit einer stummen Verneigung wollte ich den Salon verlassen. Da erhob sich einer der anwesenden Herrn, es war — Ihr Sohn Sergio, Signora Desloff. Noch jetzt meine ich seine helle, milde Stimme die Worte aussprechen zu hören: „Aber es ist spät geworden, das Fräulein kann doch nicht allein nach Hause gehen?“

„O, daran bin ich gewöhnt, es ist mir noch niemals irgend etwas Uebles widerfahren,“ stammelte ich. „Eine Klavierlehrerin kann sich doch nicht jemanden halten, der sie von den Lektionen nach Hause begleitet!“

„So werde für heute ich dieser jemand sein, wenn Sie es erlauben, Signora!“ gab er artig zurück. „Ich kann es nicht dulden, daß eine Dame schutzlos über die Straße geht, wenn es in meiner Macht liegt, das zu verhindern!“

„Und ich wäre sehr unhöflich gewesen, wenn ich seine Begleitung abgelehnt hätte. Wir gingen zusammen nach Hause. Nur eine knappe Viertelstunde dauerte das und dennoch entschied diese kurze Zeit über mein ganzes ferneres Leben. Was er mir sagte, ich weiß es nicht mehr; ich war so verwirrt, so erschrocken. Ich weiß nur, daß er mich beim Abschied vor unserem Hausthore fragte, wann er meiner Mutter einen Besuch abstatten dürfe? Und so, Signora Desloff, habe ich Ihren Sohn Sergio kennen gelernt.“

Paula Desloff hatte aufmerksam zugehört und dabei ihre Hand mit leichter Liebkosung auf Norinas braunem Scheitel ruhen lassen.

„An all dem erkenne ich meinen Sohn!“ sagte sie nachdenklich, als das junge Mädchen schwieg. „Ritterlich hilfsbereit, empfänglich für alles Schöne, ohne Ueberlegung dem Impulse seines stürmischen jungen Herzens folgend. Und Sie, Signora Mainardi, was haben Sie meinem Sergio bei diesem seinem ersten Besuche gesagt? Als besorgte Mutter hatten Sie gewiß Bedenken gegen eine Bewerbung vorzubringen, die so überstürzt an Sie herankam und von der Sie annehmen mußten, sie werde der Familie des allzufeurigen Jünglings gewiß nicht sehr erfreulich sein!“

Lebhaft entgegnete die also Aufgerufene: „Ja, Sie raten gut, Signora, ich machte hundert Einwendungen gegen des jungen Mannes unerwarteten Antrag. Schwer waren meine Sorgen und Zweifel. In der ersten Bestürzung bat ich ihn sogar, nie und nimmer wiederzukommen und den Herzensfrieden meines einzigen Kindes zu schonen. Ich stellte ihm den Zorn und den Kummer seiner Eltern vor Augen. Weiß ich ja doch, wie man in Ihren Kreisen über gewisse Verbindungen denkt, die man ganz offene Mißheiraten nennt. Ich sagte, daß meine Tochter zu gut dafür sei, einen zwecklosen Liebeshandel anzuknüpfen; ich ließ mich so weit hinreißen, ihm ganz unverblümt und für immer die Thüre zu weisen. Er aber entwickelte eine himmlische Geduld und Sanftmut mir gegenüber. Einen nach dem anderen löste er meine Zweifel, bekämpfte er meine Gründe. Und um mich gänzlich zu entwaffnen, schwur er mir bei Ihrem Leben, Signora, daß er entweder Norina besitzen, oder sterben wolle. Dazu noch die stumme, angstvolle Bitte in den Augen meines Kindes. Ich mußte mich endlich aufs Abwarten, auf Bedingungen einlassen, von denen die eine war, daß er uns nur wöchentlich einmal und dies nicht länger als eine knappe halbe Stunde besuchen dürfe. Denn nimmer sollten die Leute Grund zu gehässigem Gerede bekommen. Und, zu seiner Ehre sei es gesagt, er übertrat gestern zum ersten Male dieses Verbot, indem er außer der ihm vorgeschriebenen Zeit kam, um uns Ihren lieben Besuch anzukündigen.“

„Hat er Ihnen meine Einwilligung zu seiner Heirat mit Ihrer Tochter gleich von Anfang an in sichere Aussicht gestellt?“ fragte Signora Desloff.“

„Nein. Er deutete uns vielmehr an, daß er ernsten Widerstand fürchte. Doch hoffe er Sie endlich für seine Liebe zu gewinnen. Er sagte uns, Sie hätten von jeher keinen seiner Wünsche unerfüllt gelassen, Sie würden also auch nicht unduldsam und hart bleiben seinem unabweisbarsten Herzensbedürfnis gegenüber. Es war wirklich rührend, anzuhören, welchen Glauben und welches felsenfeste Vertrauen er in die Zärtlichkeit und Güte seiner Mutter setzte. Und Sie rechtfertigen ja dieses Vertrauen, wie mir Ihr Benehmen gegen meine Tochter beweist. Es mag Ihrem Stolze ja wohl recht hart ankommen, daß Sie Ihrem Sohne nicht unter den reichsten und schönsten Mädchen der Stadt die Gattin aussuchen dürfen. Aber er wird deshalb nicht schlimmer fahren. Reiche und schöne Mädchen mag es genug im Lande geben; einen solchen Schatz an echt mädchenhafter Reinheit und Güte werden Sie aber schwerlich anderswo antreffen. Es klingt wohl recht dumm und hochmütig aus meinem Munde, aber Ihr Sohn ist mir nur gerade gut genug, damit ich ihm meine Herzensnorina gönne!“

Das Lächeln war dieses Mal ganz ohne Spott, mit dem Paula zugab: „Ich glaube das ganz gerne, dem Zauber gegenüber, den die Augen dieses lieben Mädchens ausstrahlen. Gesegnet sei also die Wahl meines Sohnes. Ich muß bekennen, daß ich nicht ganz ohne Feindlichkeit und Vorurteil hieherkam. Jetzt beim Gehen aber fühl' ich's deutlich, daß ich Sie beide werde lieben und achten können. Und zwar gar sehr.“

Paula sprach in diesem Augenblicke die vollempfundene Wahrheit. Norinas Anblick hatte sie ausgesöhnt mit Sergios Wahl. Sie erinnerte sich gerührt der Zeit, in der sie selber so jung gewesen, so liebenswert, so schön und so — unschuldig. Sie nahm in ihren Gedanken alle die ihr bekannten heiratsfähigen Erbinnen Mailands durch. Es war kein Mädchen darunter, das auch nur den entfernte-



Fig. 1. Einpflanzen der Tulpenzwiebeln.

sten Vergleich mit Norina hätte aushalten können. — Es fiel ihr in dieser so schönen und guten Stunde gar nicht ein, wie sehr sie eine reiche Heirat für Sergio zu wünschen gezwungen war durch ihre unseligen, pekuniären Verlegenheiten und ihre moralische Abhängigkeit von Orloff. Sie fühlte es nur wie reine Bergesluft aus Norinas Seele zu sich herüberwehen. Sie glaubte wieder an Menschenwert, an Gewissensfrieden und schuldloses Lebensglück.

Doch gerade in dieser Minute schmerzstillenden Selbstvergessens erinnerte sie das Schlagen der Uhr an eine jener Pflichten, deren Erfüllung ihr den Namen „Engelherz“ in Mailand errungen hatten, von denen aber sie allein die treibenden Motive kannte. Sie durfte nicht fehlen bei der Eröffnung der Wohlthätigkeitsausstellung, die für zwei Uhr angesetzt war.

„Meine Zeit ist um!“ sagte sie, sich hastig erhebend und noch flüchtiger Abschied nehmend. „Ich erwarte Sie beide morgen abend zum Thee bei mir. Wir werden allein sein, da können wir mehr mit einander plaudern. Auf Wiedersehen also!“

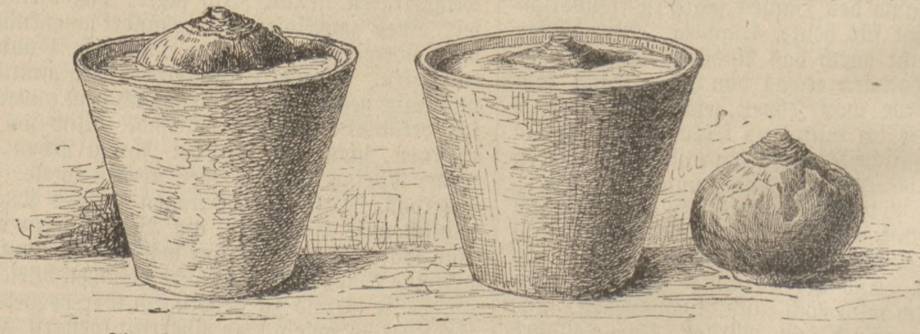


Fig. 2. Links zu hoch gepflanzte, rechts richtig gepflanzte Zwiebel.

Die beiden Frauen Mainardi blieben etwas unbefriedigt zurück von dieser überstürzten Art des Abschiedes. Sie wußten ja nicht, daß die Furien quälender Erinnerungen hinter Paula dahinstürmten und sie rastlos trieben von einem Ort zum andern.

Nach einer Viertelstunde aber kam ein Dienstmann mit einem Billete und einem herrlichen Rosenstrauße für Norina. Sergios Mutter hatte doch noch Zeit gefunden zur Uebersendung dieses duftigen Blumengrußes. — Das junge Mädchen drückte die weichen Blütenkelche mit überströmendem Glücksgefühle an ihre Lippen.

„O Mutter — kann's heute ein seligeres Menschenkind geben auf dieser Erde?“

(Fortsetzung folgt.)

Der richtige Zug.

Original-Humoreske von A. Tuthen.

(Nachdruck verboten.)

Die Glocke auf der württembergischen Bahnstation A. hatte soeben das erste Zeichen zur Abfahrt gegeben, als vor dem Bahnhofsgebäude ein leichter Jagdwagen hielt, von einem hübschen, breitschultrigen, elegant gekleideten Herrn gelenkt, der nun, dem Kutscher die Zügel zuwerfend, heraussprang und Reisesack und Ueberzieher ergriff, um auf das Billetbureau zu eilen.

Kaum hatte er aber den ersten Schritt gethan, als er sich am Arme ergriffen fühlte und sich umsehend einen kleinen beweglichen Herrn mittleren Alters erblickte, der ihn erstaunt musterte und mit folgenden Worten anredete: „Ei, Herr Verwalter! was thun denn Sie hier in A. und in elegantester Toilette am hellen Werktag. Wohl im Interesse des Guts? Denn zum eigenen Vergnügen hätte der Gestrenge schwerlich Urlaub erteilt.“

„Diesmal bin ich doch in eigenen Geschäften hier, Herr Direktor,“ erwiderte der zuerst Angeredete lachend, „und zwar betrifft es eine ganz merkwürdige Angelegenheit!“

„So, so — darf man etwas davon wissen, oder ist es Geheimnis?“

„Eigentlich sollte nicht darüber gesprochen werden, aber Ihnen will ich es anvertrauen, wenn Sie reinen Mund halten wollen,“ erwiderte der Verwalter und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Ich gehe auf die Brautschau.“

„Was, Sie?“ rief der Direktor erstaunt. „Ja was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Und wohin wohl? wenn man fragen darf.“

„Zu meinem Stiefbruder Moritz, dessen Mündel gegenwärtig dort zu Besuch ist. Heute abend soll nun große Gesellschaft bei ihm stattfinden, zu der ich auch geladen bin, um bei dieser Gelegenheit die junge Dame kennen zu lernen, die nota bene, nicht nur hübsch und liebenswürdig, sondern auch reich sein soll, was ich, wie Sie wissen, sehr gut brauchen könnte. Wenn sie mir gefällt, nun dann —“

„Aber wo wohnt denn jetzt Ihr Bruder Moritz?“ unterbrach ihn der Direktor.

„In Fr., woselbst er Oberzollinspektor ist und wohin ich jetzt mit dem nächsten Zuge fahren will,“ erwiderte der Verwalter.

„Dann ist es ja schon zu spät!“ rief der Direktor aus, „hören Sie? da läutet es zum dritten Male!“

Statt aller Antwort rannte der Verwalter auf das Perron und erreichte den Zug eben noch, als derselbe schon im Abfahren begriffen war. Trotz des Zurufs der Bahnbediensteten erstieg er die Treppe eines Waggons zweiter Klasse und sank dort, über die ausgestreckten Beine eines alten Herrn stolpernd, atemlos auf die erste beste Bank nieder. Kaum saß er aber, so schnellte er, wie von einer Tarantel gestochen, wieder in die Höhe, denn er mußte sich auf etwas niedergelassen haben, das wohl der Dame hier gehörte, die bei seinem plötzlichen Erscheinen einen leichten Schrei ausgestoßen hatte. Er zog den unter ihm liegenden Gegenstand hervor und entdeckte zu seinem Schrecken, daß dieser gewiß einst ein prachtvolles Bouquet gewesen sein mußte, jetzt aber ein trostlos plattgedrücktes, allerdings noch duftendes Etwas war.

„O mein Fräulein,“ stammelte er, „wie kann ich —“ und dabei blickte er zum erstenmale die neben ihm sitzende Dame an, die im ersten Augenblicke über das Schicksal ihres Straußes betrübt war, aber bei dem Anblick des erschrockenen Herrn mit dem pfannkuchenförmigen grünen Dinge in der Hand in helles Lachen ausbrach.

Dies wirkte auch auf unsern Verwalter ansteckend und nachdem er sich nochmals angelegentlich entschuldigt hatte, ließ er sich recht behaglich neben der Dame nieder, die ein gar frisches, hübsches, jugendliches Gesichtchen hatte und deren nußbraune Augen recht heiter in die Welt hineinschauten.

Auf einmal ertönte die tiefe Baßstimme seines Gegenüber, des alten Herrn, dem er bei seinem Eintreten einige unfreiwillige Fußtritte erteilt hatte: „Wollen Sie vielleicht jetzt so freundlich sein, mein Herr, Ihre Reiseutensilien von meinem Schoß herunter zu nehmen, ich bin lebhaft überzeugt, daß Sie in dem Waggon irgendwo geeigneteren Platz dafür finden dürften.“

Verdutzt sah der Verwalter Gustav Plessen auf und entdeckte wirklich den Reisesack und Ueberzieher an dem von dem Herrn erwähnten Platze.

Natürlich mußte er sich wieder entschuldigen, während die junge Dame das Taschentuch fest an die roten Lippen drückte, um nicht nochmals in ein Gelächter auszubrechen. Auch der alte Herr lächelte, was Gustav beruhigte. Indem kam der Kondukteur herein, um die Billets zu koupieren.

„Ich habe keines,“ sagte Plessen, weil ich mich etwas verspätet hatte.“

Der Zugmeister mußte gerufen werden. „Wohin wünschen der Herr eine Karte?“ war seine Frage.

„Nach Fr.“

„Ei, da sind Sie ja in den unrechten Zug gestiegen!“



Fig. 3. Doppeltes Hyacinthenglas

Wie aus den Wolken gefallen sah Plessen den Zugmeister an. „Das ist ja ganz unmöglich!" rief er, „ich stieg doch nach dem dritten Zeichen in den hier wartenden Zug ein."

Gustav war schrecklich alteriert. Was sollte er anfangen? Wie heute abend nach Fr. gelangen?

Neugierig hatten die übrigen Passagiere die Köpfe nach dem-



Großvaters Liebling. Von G. Jakobides. (Mit Text.)
(Photographie-Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.)

„Das wohl, aber nicht in den, der nach Fr. fährt. Der wäre erst neun Minuten später abgegangen. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß Sie abwärts statt aufwärts fahren? Dieser Zug geht nach B.

jenigen Teile des Waggons gewendet, in welchem solche Wunderdinge vorgingen.

„Was soll ich nun thun?" fragte Plessen den Zugmeister.

„An der nächsten größeren Station aussteigen und abwarten, bis Sie nach Fr. fahren können," war die Antwort.

„Und wann wäre dies?"

„In dreiviertel Stunden ungefähr sind wir in B. Dort könnten der Herr bis zum nächsten Zug warten, der aber erst um sieben Uhr fünfunddreißig Minuten abends von dort abgeht." — Gustav dachte nach. Dann wäre er etwa um elf Uhr in Fr. Eine eigentümliche Zeit, um die Bekanntschaft seiner Zukünftigen zu machen! Und am Ende wäre die Gesellschaft schon vorüber, denn seine Schwägerin liebte die späten Stunden nicht.

„Wollten der Herr nicht einstweilen die Karte bis B. lösen, dann haben der Herr noch fast eine Stunde, um nachzudenken, was Sie am besten thun werden; meine Zeit ist in Anspruch genommen."

Plessen errötete trotz seiner dreißig Jahre und seinem Vollbarte und zahlte und der Zugmeister nebst dem Kondukteur entfernten sich lächelnd. Da ergriff der alte Herr das Wort: „Ist es nötig, mein Herr, daß Sie heute noch Fr. erreichen? Sonst würde ich Ihnen eher raten, statt sich drei Stunden in B. zu langweilen, lieber vollends bis U. zu reisen, welches wenigstens eine interessante Stadt ist und auch gute Gasthöfe hat."

„Das ist richtig," entgegnete Gustav, „allein die Stadt kenne ich zur Genüge und meine Anwesenheit in Fr. ist fast Notwendigkeit."

„Das ist sehr bedauerlich," meinte der alte Herr.

„Weshalb?" fragte Plessen.

„Nun, weil wir dann Ihre heitere Gesellschaft in B. schon verlieren müßten."

„Aber, liebet Onkel," ergriff die junge Dame das Wort, ehe Gustav etwas erwidern konnte, „der Herr sieht augenblicklich eher niedergeschlagen als heiter aus und ich kann recht mitempfinden," wandte sie sich an Gustav, „wie fatal dieser ganze Vorfall für Sie sein muß. Am Ende werden Sie gar von Ihrer Frau Gemahlin erwartet?"

„Dieses weniger," erwiderte Plessen, „noch bin ich nicht der glückliche Besitzer eines solchen Kleinodes, hoffe aber demnächst in den Stand gesetzt zu sein, es zu finden und deshalb eben hätte ich heute abend in Fr. sein sollen."

„Ah! vielleicht erwartet Sie dort eine teure Braut?" rief der alte Herr aus und die junge Dame betrachtete Gustav recht neugierig, ohne daß es derselbe bemerkt hätte.

„Nein, auch noch keine Braut — bis jetzt wenigstens noch nicht," sagte Plessen.

„Aha, verstehe!" rief der alte Herr. „Aber müssen Sie denn gerade heute dort sein? Morgen ist ja auch noch ein Tag!"

„Morgen ist es zu spät. Morgen früh reist die Betreffende ab. Sie hätte schon früher fort sollen, aber ich konnte leider nicht eher abkommen und um sie zum Dableiben zu veranlassen, hat man ihr auf heute noch eine Tanzgesellschaft eingeladen."

„Was? Mitten im Sommer? Und da sollten Sie wohl der Polonaise- und Cotillontänzer u. s. w. sein?" fragte der alte Herr.

„Ja, u. s. w.!" erwiderte Gustav.

Die junge Dame hatte sich während dieses Gespräches erhoben und bemühte sich, das Fenster zu öffnen. Gustav kam ihr zu Hilfe.

„Zieht es Ihnen denn nicht bei offenem Fenster, Fräulein?" fragte er.

„O nein!" erwiderte sie und errötete.

„Meine Nichte ist viel Luft gewöhnt!" erklärte der Onkel. „Sie ist den größten Teil des Jahres bei uns auf dem Gute, da behagt es ihr am besten."

„Dann sind Sie wohl lieber auf dem Lande als in der Stadt, mein Fräulein?" wandte sich Plessen an diese.

„Im Grunde ja," erwiderte die junge Dame, „obgleich ich mich dieses Mal in der Stadt vortrefflich unterhalten habe und ungern aus derselben geschieden bin."

„Da haben wohl die Ihrigen Sehnsucht nach Ihnen bekommen, daß Sie nach Hause mußten?" fragte Gustav.

„Das sind eigene Gründe, die unser Kind diesmal fortgetrieben haben," sagte der alte Herr. „Ich wäre am Ende schon noch ein bischen länger geblieben, allein dies Starrköpfchen hat es durchgesetzt. Sie ist nämlich mein kleiner Tyrann, müssen Sie wissen," setzte er erläuternd hinzu.

„Aber Onkelchen, wie kannst Du solche Dinge über mich aussagen!"

„Sich von solch einem Wesen tyrannisieren zu lassen, müßte eigentlich recht angenehm sein," meinte Gustav.

„Herr!" rief der Alte, „Sie wissen nicht, was Sie sagen, und wohl Ihnen, daß Sie es nicht darauf ankommen zu lassen brauchen!"

„Halten Sie das für ein Glück?" rief Gustav.

„Entschieden!" versicherte der Onkel.

„Bitte Onkel, mache mich doch nicht gar so schlecht. Die Tante urteilt ganz anders über mich."

„Die Tante! Ja, das glaube ich. Die hilft tyrannisieren. O lieber Herr, lassen Sie sich warnen und heiraten Sie nicht, oder so spät wie möglich, denn von dem Augenblick an sind Sie nicht mehr Ihr eigener Herr."

„Aber der Herr des Hauses, der Gattin, der ganzen Familie!" rief das Fräulein. „Du dürftest eigentlich recht zufrieden sein, Onkelchen, Du hast es ganz gut getroffen. Und was wolltest Du auf Deinem einsamen Gute anfangen, wenn nicht ein paar heitere Frauen Dich hie und da ein bischen plagen würden?"

„Da hast Du eigentlich recht, Agathe," meinte der alte Herr, „insofern ist es mir auch lieb, daß Du Dich vorderhand noch nicht zum Heiraten entschließen kannst."

„Ueberhaupt nie!" rief das Mädchen aus.

„Warum denn nicht?" fragte Gustav.

„Geheimnis!" flüsterte der Onkel.

„O!" sagte Gustav und blickte die junge Dame an, die über und über errötete und sich vergebens bemühte, ihren Schleier herunterzulassen.

„Da sind wir schon nahe an B.," sagte der Onkel und blickte durchs Fenster. „Schade, daß Sie nicht noch weiter reisen, ich hätte Sie sonst eingeladen, sich unser Gut einmal zu betrachten. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, meine Name ist —"

„B—!" rief die Stimme des Kondukteurs. „Sieben Minuten Aufenthalt!"

Plessen sprang auf. Er zog den Hut vor den beiden Reisegefährten und eilte hinaus.

Onkel und Nichte betrachteten sich verblüfft. So hätte es doch nicht geeilt, es waren ja sieben Minuten Aufenthalt.

Sieben Minuten waren vorüber, da fiel es dem Fräulein ein, daß der Fremde ja sein Gepäck vergessen habe. Während sie nun nach dem Kondukteur fahndeten, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der Kondukteur erschien und nahm kopfschüttelnd das Gepäck in Empfang. Indem er nun zu der einen Thüre des Waggons hinaussah, um möglichenfalls dem Fremden ein Zeichen zu geben, daß er sein Gepäck an der nächsten Station wieder haben könne, erschien dieser selbst durch die andere Thüre, setzte sich grüßend wieder auf seinen alten Platz, nahm dem erstaunten Kondukteur sein Gepäck ab und sagte, sich zu dem alten Herrn und der Dame wendend: „Ich habe mich nun doch entschlossen, noch mit bis U. zu fahren. Im Grunde hat die Stadt doch manches Interessante und nach Fr. komme ich heute doch nicht mehr zur rechten Zeit."

„Das ist schön!" rief der alte Herr, „wir fürchteten schon, Sie nicht mehr zu sehen und hatten Sie stark im Verdacht, Ihr Gepäck in der Eile vergessen zu haben."

„Was wohl wieder Stoff zum Lachen für Ihre Fräulein Nichte gegeben hätte?" erwiderte Gustav und sah Agathe an.

„Mein Herr —," begann diese.

„Gestehen Sie, verehrtes Fräulein," unterbrach sie Plessen, „daß ich in Ihren Augen eine recht lächerliche Figur gespielt habe und weiß Gott, so dumm wie heute bin ich mir selbst in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

„Wir haben die Sache ganz so aufgefaßt, wie sie zu nehmen war, nicht wahr, Onkel?" erwiderte das Fräulein, „und wenn ich mich auch durch die komische Form meines Bouquets zu einem Lachen hinreißen ließ, so war ja nur die Sache lächerlich, sollte ich Sie aber unschuldigerweise dadurch gekränkt haben, so bitte ich um Entschuldigung."

„Mein Fräulein, ich beschwöre Sie," rief Plessen aus, „meine Rede nicht so aufzunehmen, ich wollte ja nur von Ihnen hören —"

„Um Gottes willen!" rief der Onkel, „werdet mir nur nicht tragisch. Agathe, ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst. Eine solch lange ernste Rede hast Du schon lange nicht mehr gehalten. Antworte mir jetzt nicht darauf, Kindchen, ich weiß schon, was Du sagen willst.

„Ich möchte nun ein Ansinnen an diesen jungen Herrn hier stellen: Da Sie heute nicht mehr nach Fr. reisen und vielleicht morgen auch noch nicht, so würde es mich freuen, wenn ich Ihnen morgen mein Gut, das nur ein paar Stunden von U. entfernt liegt, zeigen dürfte, denn ich bin überzeugt, daß Sie Freude daran haben werden. Ich bilde mir nämlich ein, daß ich einen Gesinnungsgenossen in Ihnen getroffen habe. Ich bin der Gutsbesitzer Walther und dieses Fräulein hier ist meine Nichte Agathe."

Statt aller Antwort verbeugte sich Gustav und überreichte seine Karte, worauf der alte Herr laut las: „Gustav Plessen. Fürstlich W.'scher Oekonomieverwalter."

„Freut mich, freut mich unendlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, junger Herr," rief Walther und schüttelte Gustav die Hand. „Plessen — wo habe ich nur den Namen schon gehört? Erinnere mich nicht mehr — weißt Du es nicht mehr, Agathe?"

„Nein Onkel, mir ist der Name nicht bekannt, ich freue mich aber dennoch, den Herrn Verwalter kennen gelernt zu haben."

Nach und nach drehte sich das Gespräch mehr um allgemeine Dinge, aber die kleine Gesellschaft unterhielt sich so trefflich, daß alle drei erstaunt waren, als der Kondukteur die Billete nach U. verlangte.

„Wissen Sie was? lieber Herr," rief der Gutsbesitzer, „mein Wagen wartet an der Bahn, wie — wenn wir meine Frau mit

Ihrem Besuche überraschten? Sie haben ja doch noch kein Nachtquartier; machen Sie uns die Freude und gehen Sie mit uns auf mein Gut Walthersau."

Gustav schwankte einen Augenblick, ob er es annehmen solle, da sah er Agathens Blicke bittend auf sich gerichtet und ein Gefühl, wie er es noch nie gekannt, überkam ihn, ein Gefühl des Glücks, daß ihn, den Vereinsamten, der seine Mutter in früher Jugend verloren, der nie eine Schwester besessen hatte, um den sich noch wenige weibliche Wesen gekümmert, daß ihn dieses liebliche Mädchen, wenn auch nur mit den Augen bat, dieser Einladung Folge zu leisten.

„Wenn ich nicht fürchten müßte, unbescheiden zu sein," begann er nach einer kleinen Pause, „so könnte mich eine so herzliche Einladung allerdings veranlassen, Sie auf Ihr Gut zu begleiten."

„Abgemacht!" rief der alte Herr und hielt Plessen seine Hand hin, in welche dieser einschlug, „und aus lauter Freude, daß Sie einwilligen, würde ich gerne Ihr Gepäck noch einmal auf den Schoß nehmen, aber — wir sind am Ziele!"

Lachend erhoben sich alle drei, stiegen aus und fanden auch bald den Wagen des Gutsbesitzers, der sie nach zwei weiteren, in heiterem Gespräch verflossenen Stunden, nach Walthersau brachte.

(Schluß folgt.)

Herbstlied.

O Herbst, in linden Tagen
Wie hast du rings dein Reich
Phantastisch aufgeschlagen,
So bunt und doch so bleich!

Wie öde, ohne Brüder,
Mein Thal so weit und breit,
Ich kenne dich kaum wieder
In dieser Einsamkeit.

So wunderbare Weise
Singt nun dein bleicher Mund,
Es ist, als öffnet' leise
Sich unter mir der Grund.

Und ich ruht' überwoben,
Du sängest immerzu,
Die Linde schüttelt' oben
Ihr Laub und deckt' mich zu.

Freiherr Josef v. Eichendorff.



Schlagender Rehbock. Der Rehbock verliert gewöhnlich im Oktober oder November seinen Hauptschmuck und es dauert ziemlich lange, bis sich ihm ein neues Geweih gebildet hat. Eine solche Neubildung ist anfangs weich und mit einer Haut überzogen; der Jäger sagt: „Das Geweih ist im Bast," und es wird oft Ende März, auch oft April, bis sich dieses neugebildete Geweih vereckt und der Bock auch gefegt hat. Während dieser Zeit reibt er mit seinem Geweih an den Rinden der Bäume, was jedenfalls auf ein Jucken zurückzuführen ist, das der Bock in diesem Zustande empfindet. Der Weidmann nennt einen solchen Bock einen schlagenden; das Reiben und Schlagen an die Baumrinde dauert so lange, bis das Geweih „vom Bast" befreit und vollständig ausgefegt ist. Der Rehbock ist jetzt nicht mehr so harmlos, als während der Zeit seiner Waffenlosigkeit, aber er bleibt immer noch ein erträglicher Genosse der Ricke und zuweilen auch als teilnehmender Vater seiner oder anderer Böcke Sprößlinge. St.

Das Treiben der Blumenzwiebeln im Zimmer. Leider ist die Zahl dankbarer Zimmergewächse, deren natürliche Blütezeit in die Wintermonate fällt, nicht groß, da aber das Verlangen nach schön blühenden Pflanzen im Spätherbst und Winter besonders rege ist, so suchen sich die Zimmergärtner nun durch Ausübung der Blumentreiberei den Frühling in die Häuslichkeit zu zaubern. Die Blumentreiberei, das Verfahren also, im Winter ruhende oder sich dann nur langsam entwickelnde Frühlingsblüher in erwärmten Räumen zu vorzeitiger Entfaltung ihres Flores zu veranlassen, ist eine der interessantesten und dankbarsten Winterbeschäftigungen des Naturfreundes, falls sie mit Sachkenntnis ausgeübt wird. Immer größer wird die Zahl jener Blumenliebhaber, die der Treiberei im Zimmer huldigen, aber die erhofften Erfolge stehen oft nicht im richtigen Verhältnis zu den aufgewendeten Mühen, weil vielfach arge Fehler begangen werden. Es dürften deshalb einige praktische Anleitungen über dieses Gebiet der Zimmergärtnerei willkommen sein. Weit verbreitet ist das Treiben der sog. holländischen Blumenzwiebeln, vorzugsweise der Hyacinthen. Treibbare Blumenzwiebeln werden in Holland, namentlich in der Gegend von Haarlem, und in Deutschland in Gegenden mit geeignetem Sandboden, so in der Mark Brandenburg, in großen Massen kultiviert. Gewöhnlich im August beginnt für diese Zwiebeln eine kurze Zeit der Ruhe, sie werden dann von den Züchtern ausgenommen, sortiert und gereinigt und die guten, blühbaren Zwiebeln gelangen bald darauf durch die Handelsgärtnereien und Samenhandlungen auf den Markt. Zur Treiberei in Töpfen dürfen nur Zwiebeln erster Qualität verwendet werden. Beim Ankauf ist darauf zu achten, daß jede Zwiebel ein gesundes Aussehen, namentlich einen unbeschädigten Wurzelboden hat, Festigkeit zeigt und ein ihrer Größe entsprechendes Gewicht besitzt. Die Größe an und für sich bietet nur dem eingeweihten Fachmann einen Anhaltspunkt bei Beurteilung der Güte, weil einerseits viele Sorten mit stattlichen Blüten oft nur kleine Zwiebeln haben und es andererseits auch großzwiebelige Sorten mit unansehnlichen Blüten giebt. Die Hyacinthen mit gefüllten Blumen haben meist nur kleine Zwiebeln. Auf unserer Abbildung (Fig. 1) sind zwei Tulpenzwiebeln, eine große und eine kleine, rechts neben dem Topf sichtbar; sie gehören verschiedenen Sorten an und sind beide blühbar. — Zur erfolgreichen Ausübung der Blumenzwiebeltreiberei gehören also in erster Linie gute Zwiebeln. Beim Ankauf ist aber nicht nur auf die Beschaffenheit der Zwiebeln, sondern auch auf die Art der Sorten zu achten. Bei verschiedenen Gattungen, namentlich bei Hyacinthen und Tulpen, werden frühe, mittelfrühe und späte Sorten unterschieden. In den Blumenzwiebelverzeichnissen der Gärtner sind die frühen Sorten meist durch ein dem Namen vorgesetztes Sternchen gekennzeichnet. Zum Treiben kaufe man nur frühe und mittelfrühe Sorten; von den ersteren können schon welche im Zimmer gegen Weihnachten blühen, die letzteren dagegen sollen nicht vor Januar warm gestellt werden. Die frühesten Blumenzwiebeln sind einfach blühende Sorten, eine Ausnahme macht nur die gefüllte weiße Hyacinthe Latour d'Auvergne und die gefüllte, rot und gelbe Duc van Tholl-Tulpe. Gegen Weihnachten kann man im Zimmer neben einigen Hyacinthen- und Tulpensorten nur noch die Marseiller Treibtazette zur Blüte bringen. Um zeitig blühende Zwiebeln zu haben, muß man nicht nur frühe Sorten kaufen, man muß dieselben vielmehr auch früh einpflanzen. Erst zwei Monate nach dem Einpflanzen kann bei den frühesten Sorten mit dem Treiben begonnen werden. Hyacinthen pflanzt man einzeln, von sonstigen Treibzwiebeln je drei bis fünf Stück in einen Topf. Die Töpfe sollen gerade so groß sein, daß die Zwiebeln bequem darin Platz haben, sich also, falls mehrere in einen Topf kommen, gegenseitig nicht berühren. Die zu verwendende Erde soll leicht und sandig, ferner frei von faulenden Bestandteilen sein. Zu empfehlen ist eine sehr sandige Gartenerde, zur Hälfte mit Komposterde vermischt, oder eine Mischung von gleichen Teilen grobem Sand, Garten- und Komposterde. Ungeeignet ist namentlich schwerer Lehmboden und fette Mistbeeterde, weil in diesen Erdarten die jungen Wurzeln bald faulen. Das Einpflanzen der Zwiebeln ist sehr einfach. Man fülle die Töpfe hoch und locker mit Erde und drücke dann die Zwiebeln hinein, wie dies unsere Abbildung (Fig. 1) bei Tulpen zeigt, dann drücke man die Erde gut an und fülle, wenn erforderlich, noch etwas Erdreich nach. Hyacinthen werden so gepflanzt, daß die Zwiebel nicht über den Topfrand hervorragt. Fig. 2 zeigt rechts eine falsch, weil zu hoch, und links eine richtig gepflanzte Hyacinthe. Bei Zwiebelgattungen, die sich durch lange Zwiebelhälse auszeichnen, so bei Narcissen und Tazetten, dürfen diese Zwiebelhälse über den Topfrand hinausragen. Die bepflanzten Zwiebeltöpfe gießt man tüchtig mit der Brause an und gräbt sie nachher etwa einen Fuß tief in ein Gartenbeet ein, oder man stellt sie in den Keller. Die Stelle, an der die Zwiebeln im Garten eingegraben, ist bei Eintritt frostiger Witterung gut mit Laub oder Mist zu decken, damit der Boden hier nicht friert und die Töpfe jederzeit ausgenommen werden können. Bequemer ist die Unterbringung der Töpfe im Keller, aber man bedecke sie auch hier mit einer stets mäßig feucht zu haltenden Schicht Sand oder Erde. Erfolgt diese Bedeckung nicht, so werden sich die wurzelnden Zwiebeln stets mehr oder weniger erheblich aus den Töpfen heben, was späterhin die Schönheit der blühenden Pflanzen beeinträchtigt. Die so gepflanzten und versorgten Zwiebeln werden erst dann ins Zimmer gebracht, wenn sie eine kräftige Spitze getrieben und den Boden des Topfes vollständig mit Wurzeln gefüllt haben, was durch Austopfen festgestellt wird. Bringt man diesen Anforderungen nicht entsprechende Zwiebeln in das Zimmer, so werden sie sich entweder gar nicht rühren und schließlich faulen, oder aber es wachsen nur die Blätter, der Blumenschaft kommt nicht hervor, er blüht höchstens unentwickelt und unvollkommen zwischen den Blättern auf; die Blumen bleiben stecken, wie der technische Ausdruck lautet. Oft kommt es auch vor, daß derartige Zwiebeln den die Knospen tragenden Stiel abstoßen. Die jetzt im Oktober gepflanzten Treibzwiebeln dürfen nicht vor Januar warm gestellt werden. Sind die zu treibenden Zwiebeln im Garten vorsichtig ausgegraben oder aus dem Keller geholt, so wasche man die Töpfe zunächst sauber ab und stelle sie hierauf erst in ein kaltes, aber frostfreies Nebenzimmer. Nach einigen Tagen bringe man die so allmählich an höhere Wärme gewöhnten Zwiebeln auf das Fensterbrett des Wohnzimmers. Gießt man hier die Töpfe stets derart mit erwärmtem Wasser, daß die Erde immer gleichmäßig feucht, aber nicht naß ist, schützt man sie ferner vor Zugluft und starken Wärmeschwankungen, so werden sich die Blumen rasch entwickeln. In der Wärme des Wohnzimmers gelangen alle frühen Hyacinthen und Tulpen, dann auch die niedlichen Scillas (Scilla Sibirica) und die treibbaren Nacrissen, Tazetten und Jonquillen zur Entwickelung. Die übrigen Treibzwiebeln, namentlich Safran (Crocus), Schneeglöckchen (Galanthus), Schachblume (Fritillaria), Muskathyacinthen (Muscari) u. a., sollten im Zimmer nicht vor Mitte Januar und nur bei einer Temperatur von höchstens 6—8 Grad R. getrieben werden; sie entwickeln sich dann unter Einwirkung der Wintersonne meist schon in wenigen Tagen, während sie bei höherer Wärme von Ungeziefer befallen werden und verderben. — Ein sehr interessantes Verfahren ist das Treiben der Hyacinthen auf geeigneten, mit Wasser gefüllten Gläsern. Für dieses Verfahren wählt man nur frühe, einfach blühende Sorten. Jetzt im Oktober werden die bekannten Gläser, deren Halsweite der Größe der Zwiebeln entsprechen muß, so hoch mit Wasser gefüllt, daß der Wurzelboden der aufgesetzten Zwiebel dicht über dem Wasser steht, dasselbe aber nicht berührt. Vorteilhaft ist es, in jedes Glas eine Messerspitze Salz zu geben. Für die nächsten beiden Monate stellt man die Gläser in den Keller oder sonst an eine dunkle, kühle Stelle, etwa hinter den Ofen eines nicht geheizten Zimmers. Die ganze Arbeit besteht nun darin, das verdunstete und von den bald erscheinenden Wurzeln verbrauchte Wasser alle zehn bis vierzehn Tage nachzufüllen. Hierbei hebt man die Zwiebel etwas in die Höhe, damit sie nicht benäßt wird. Sollte das Wasser einen üblen Geruch annehmen, so wird man finden, daß die Wurzeln oder die Zwiebeln selbst faul sind; man wirft sie dann einfach fort. Bei gesunden Zwiebeln ist die vollständige Erneuerung des Wassers in den Gläsern unnütz, ebenso unnütz sind deshalb meiner persönlichen Ansicht nach die eine solche Erneuerung des Wassers erleichternden, teueren sog. Patentgläser. Die Hyacinthen auf Gläsern vertragen kein eigentliches Treibverfahren; man bringt sie, nachdem sich die Zwiebeln ordentlich bewurzelt und eine etwa 1—2 Centimeter lange Spitze getrieben haben, von ihrem bisherigen dunklen und kühlen Standort am besten zwischen die Doppelfenster des Wohnzimmers. Bei Frost öffne man über Nacht die inneren Fensterflügel etwas oder bringe die Gläser ganz ins Zimmer. Obwohl nicht warm gehaltene Hyacinthen mehrere Kältegrade ertragen, ist doch die oben geschilderte Vorsichtsmaßregel geboten, denn die Gläser platzen, falls das Wasser in ihnen fest gefriert. Auf Gläsern zwischen Doppelfenstern gepflegte Hyacinthen blühen in der Regel im März und April. Ein eigentümliches Ver-

fahren ist das Treiben der Hyacinthen in doppelten Gläsern, wie ein solches unsere Abbildung Fig. 3 veranschaulicht. Derartig getriebene Hyacinthen wurden wohl zuerst auf der internationalen Gartenbau-Ausstellung in Amsterdam 1877 gezeigt. Das Glas besteht aus zwei Teilen. Der größere untere Teil wird bis nicht ganz zum Rand mit Wasser gefüllt. In den abgenommenen tulpenförmigen oberen Teil legt man mit der Spitze nach unten eine Hyacinthenzwiebel, welche die untere Oeffnung verschließt, füllt denselben dann mit Erde und pflanzt oben in diese eine zweite Zwiebel. Während sich die obere Zwiebel wie die in Töpfe gepflanzten Zwiebeln in durchaus naturgemäßer Weise entwickelt, treibt die andere Zwiebel nach unten ins Wasser hinein und hier entwickeln sich Blätter und Blüten im nassen Element. Obwohl mir dies Treibverfahren fast immer gelungen ist, kann es doch häufig mißlingen. Ganz ist der Erfolg nur dann, wenn beide Zwiebeln gleichzeitig blühen. Unten hin bringt man am besten eine extrastarke Zwiebel der Sorte Homerus oder Emilius, beide einfach rot blühend, und obenauf pflanzt man dann die dunkelblaue, gleichfalls einfach blühende Sorte Wilhelm I. Alle früh getriebenen und auch alle auf Wasser erblühten Zwiebeln sind nach der Blüte wertlos geworden, auch die übrigen getriebenen Zwiebeln eignen sich zur Treiberei nicht mehr, doch kann man sie langsam einziehen lassen und im kommenden Herbst in den Garten pflanzen; sie liefern dann im nächsten Jahr noch einige Blümchen, die allerdings die aufgewendete Mühe kaum lohnen.



Eva Nansen. (Mit Text.)

Großvaters Liebling. Behagliche Wärme erfüllt das kleine Gemach, und der Großvater sitzt am Tische mit seinem Liebling auf dem Schooß. — Nach dem Mittagessen ist es des Alten liebe Gewohnheit, sein Pfeifchen zu rauchen und ein Ruhestündchen zu feiern. Auf diesen Moment harrt das kleine Fritzchen immer voll Sehnsucht, und kaum hat sich Großväterchen niedergesetzt, da trippelts durchs Zimmer auf seinen dicken, runden Beinchen und stellt sich so lange bittend vor Großvaters Stuhl, bis sich der Alte erbarmt. Heute aber hatte den alten Mann im warmen Stübchen der Schlummer erfaßt, das Pfeifchen war ihm ausgegangen und lange stand Klein-Fritzchen vergeblich vor seinem Stuhl. Aber der Großvater sah heute die zwei Aeuglein nicht, die bittend zu ihm emporblickten. Da greift der kleine Schelm zu einem radikalen Mittel: er schleppt mühsam sein Stühlchen herbei, klettert hinauf, von hier nach vielen Mühen auf Großvaters Schoß und versucht von hier aus den schlummernden Alten mit aller kindlichen Energie an sein Recht zu mahnen. Erstaunt schlägt der Großvater die Augen auf, wer ihn da so gebieterisch zu wecken versucht. Wie er aber seinen Liebling vor sich sieht, da schlingt er den Arm um den Kleinen und heute bekommt er als Entschädigung sogar Großväterchens Pfeife zum Spielen, das ehrwürdige Familienerbstück. Ein Hauch der Liebe und des stillen Glückes verklärt des Alten Gesicht; Klein-Fritzchen aber versucht andachtsvoll mit seinen runden Fingerchen die Geheimnisse der Tabakspfeife zu erforschen. Der Großvater denkt wohl, während er glücklich lächelnd auf seinen spielenden Liebling blickt, an seine eigene schöne Kinderzeit zurück. Klein-Fritzchen aber, der nachdenklich mit der Tabakspfeife spielt, hat das Bild der Zukunft vor Augen. Möge für ihn das erste Pfeifchen, das er einstmals raucht, nicht die gewöhnlichen schlimmen Folgen haben! G. M.

Eva Nansen. Wohl ist es ein berechtigtes Interesse, das sich auch der Gattin des unerschrockenen Nordpolfahrers zuwendet, jener heldenhaften Frau, die drei lange und bange Jahre hindurch der Rückkehr ihres Mannes aus unendlichen Eiswüsten ungekannter Ausdehnung geharrt hat. Nie ließ Nansens Frau den Zweifel, ob ihr Gatte dereinst wiederkehre, über sich Herr werden. Als ihr gegenüber zum erstenmal ein Wort von einer nachzusendenden Hilfsexpedition fiel, entgegnete sie stolzen Herzens, Nansen werde sich schon selbst zu helfen wissen. Daß Nansen sich vor seiner Abreise in die arktische Zone von seiner Frau habe scheiden lassen, um ihr vollständig freie Hand im Falle seines Ausbleibens zu gewähren, ist ein von einem belgischen Blatte vorschnell in die Welt gesetztes Gerücht, das nicht im mindesten den wirklichen Thatsachen entspricht. Eva Nansen ist die ebenbürtige Lebensgefährtin des kühnen Norwegers. Ist auch ganz Skandinavien voll vom Ruhm ihres Gatten, so war die jüngste Tochter des Universitätsprofessors der Zoologie, Michael Sars, in ihrem Heimatland nicht minder weit und breit bekannt und beliebt als innige und geistvolle Konzertsängerin und mutige Schneeschuhläuferin, bevor sie dem 1889 aus Grönland zurückkehrenden Forschungsreisenden die Hand zum Lebensbunde reichte. Von mütterlicher Seite ist Eva Sars, die den Vater schon in frühester Jugend verlor (1869), mit dem Dichter Welhaven verwandt. Ihre Brüder streben dem Vater als Lehrer der Wissenschaft nach. Mancher ältere Freund, den Nansen auf seiner Laufbahn fand, hat noch zu der geistsprühenden Tafelrunde gehört, die einst Professor Sars in seinem gastlichen Heim zu Christiania versammelte, wo jeder willkommen geheißen wurde, der als Schriftsteller, Künstler oder Politiker zum Banner geistigen Fortschritts geschworen hatte. Fritjhof Nansen wird in dem tannenumrauschten Landhause zu Lysaker, wo sich der Sörkedalselv in anmutiger Küstenlandschaft dem Christianiafjord zuwendet, freilich nur kurzer Rast pflegen, denn schon verlautet es von neuen Plänen, denen sich dieser nimmer rastende Unternehmungsgeist zugewendet hat. Dann wird die kleine, braunäugige Frau mit dem tapferen Herzen in der Erziehung ihres heute vierjährigen Töchterchens Liv und in der Pflege ihrer Sangeskunst Ablenkung suchen für die sehnenden Gedanken, die den wagemutigen Mann ihrer Wahl in heute noch unentschleierten Meeren und Landen irrend suchen und doch nicht zu finden wissen werden.

Allerlei.

Verkehrte Welt. A.: „Hat die Witwe Zangerle eigentlich Geld?" — „Nein. Ich hab' aber gehört, ihr Schwiegersohn, mit dem sie jetzt zusammenwohnt, will ihr 10,000 Mark mitgeben, wenn sie wieder heiratet!"

Unzweifelhaft legitimiert. Polizist: „Sie wollen der Professor Müller sein — wodurch können Sie sich legitimieren?" — Professor: „Durch die Thatsache, daß ich meine Legitimation vergessen habe."

Als Sancho der Tapfere 1284 den Thron von Kastilien bestieg, ließ der König von Marokko Joseph Ebu Jakob ihn fragen, ob er Krieg oder Frieden verlange. — Sancho erwiderte lakonisch: „In der einen Hand halte ich Brot, in der anderen einen Stock." Zum Zeichen, daß er freundlich gegen Freunde wäre, aber auf den, der ihn angreifen, zuschlagen würde. — Der König von Marokko aber, den diese Antwort beleidigte, griff ihn an, wurde aber auch geschlagen. St.

Origineller Gebrauch. In der piemontesischen Provinz Saluzzo ist ein seltsamer Volksgebrauch im Schwunge. Sobald es bekannt wird, daß ein Mann von seiner Frau Schläge bekommen, ergreifen ihn alle Bettler der Gegend und zwingen ihn, verkehrt auf einen Esel zu steigen und statt des Zaumes den Schwanz in die Hand zu nehmen. So führen sie ihn unter tollem Jauchzen durch alle Straßen der Ortschaft. Ist dieser komische Umzug beendet, so bleibt die Menge auf dem Platze und läßt in Speise und Trank aufgehen, was sie indessen an Geld von den Zuschauern erbettelt hat. Der Anführer des Schwarmes ist immer ein alter Bettler, dem sie den Ehrentitel Capo beilegen. Im Triumphe fährt er in einem mit Eseln bespannten Wagen stehend oder sitzend dem Zuge voraus und hält dabei eine Rede an die Zuschauer, sich ja zu hüten, daß sie sich von ihren Frauen prügeln lassen, sonst stehe ihnen unabweislich ein gleiches Los bevor. N.

Gemeinnütziges

Pflanzen, die im Winter im Garten bleiben sollen, z. B. Spinat, Schnittkohl, Schnittpetersilie, Kohlrabi, Wirsing, Carotten, Blumenkohl, Rapunzen, Winterkresse und Winterzwiebeln ꝛc. werden jetzt gesäet, jedoch in kein frisch gedüngtes und tief gegrabenes Land.

Düngung der Kirschbäume. Man glaubt gewöhnlich, daß das Düngen der Kirschbäume überflüssig sei. Das ist aber eine ganz irrige Ansicht, indem nach richtiger Düngung auch bei Kirschbäumen erhöhte Fruchtbarkeit eintritt und die Früchte zu besonderer Schönheit und Ausbildung gelangen. Jetzt ist die Zeit, in welcher die Düngung am vorteilhaftesten ausgeführt wird. Man nehme entweder alten, verrotteten Dünger oder Jauche. Die Anwendung des ersteren geschieht in der Art, daß man rings um den Baum herum Gräben zieht und in diese den Dünger einbringt. — Wird Jauche verwendet, so ist dieselbe stark mit Wasser zu verdünnen und erhält am besten einen Zusatz von Asche. In gewisser Entfernung vom Baume stößt man Löcher in den Boden, in welche man die Jauche gießt. Abtrittsdünger ist für die Kirschbäume nur in allerstärkster Verdünnung statthaft. Düngung im Winter, auf welche Art immer, ist nicht zu empfehlen.

Wachholderbeeren als Tierheilmittel. Wachholderbeeren sollen in keiner Wirtschaft fehlen, da diese für viele Fälle eine ganz vorzügliche Heilkraft besitzen. Zunächst wirken sie, ohne zu schaden, urintreibend und sind deshalb zu gebrauchen bei Entzündung der Harnblase, wenn zu wenig Harn abgesondert wird oder derselbe sich zähflüssig erweist, ferner, um bei einem kranken Tiere das Bemühen der Natur zu unterstützen. Sie haben aber auch eine die Thätigkeit der Schleimhäute regulierende Wirkung; bei allen Katarrhen und Atmungsbeschwerden sind sie zu gebrauchen, z. B. bei der Druse der Pferde; auch leisten sie bei Krankheiten der Verdauung als Unterstützungsmittel der Arzneien vortreffliche Dienste. Mit Fenchel und Kümmel gemischt, geben sie ein gutes Freßpulver für Rinder, mit Hafer und Salz vermengt, schützen sie Schafe vor manchen Krankheiten.

Buchstabenrätsel.

B	B	B	E
E	E	E	E
E	E	I	L
L	R	R	R

Werden nebenstehende 16 Buchstaben in richtige Folge gesetzt, so ergeben sich, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, nachstehende Namen: 1) einer Pflanze, 2) eines Säugetiers, 3) eines Werkzeuges, 4) eines Baumes.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Falk, Kalk, Walk, Talk;
des Arithmogriphs: Lavater.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.